

Bernhard J. Dotzler (Hg.): Bild/Kritik

Berlin: Kadmos 2010, 136 S., ISBN 978-3-86599-081-5, € 14,90

Bilder sind heute allgegenwärtiger denn je („digitale Revolution“). Von einer ‚Bilderflut‘ ist gar in so manchem Diskurs klagend die Rede. Gleichwohl: Bildgebung gehört als Medium des Welt- und Selbstverständnisses zum festen Inventar der menschlichen Geschichte und war in der uns bekannten bisher auch immer wieder heftig umstritten (*Ikonoklasmus/Ikonolatrie*).

Die Frage, was denn ein Bild sei, interessiert den Herausgeber sowie die Beiträgerinnen des vorliegenden Buches kaum noch (vgl. etwa S.43), führt sie doch zu Exklusionen und Hierarchisierungen, die, soll es um eine allgemeine Bildwissenschaft gehen, unangebracht sind. Vielmehr oszillieren die Texte mit Rekurs auf Kant, Wittgenstein und auf neurologische Forschungen (vgl. etwa S.77) um die Bestimmung des Verhältnisses von Denken und Visualität/Bildlichkeit als zwar untrennbare, aber nicht gegeneinander austauschbare Akte. Bildlichkeit hat, so der Tenor aller Beiträge, einen eigenen Anteil an Erkenntnis. Folgedessen habe „das Wie immer wieder neu hergestellter Bedeutungen in der Rede über Bilder und Medien“ (Gabriele Werner, S.43) und deren Einfluss auf unser Denken im Zentrum des Forschungsinteresses zu stehen. Überdies sei zu reflektieren, ob nicht „das elementar Unbildliche im Bildlichen“, die strukturelle ‚Korrespondenz‘ der einzelnen Bildelemente, „den eigentlichen Anteil des Visuellen an unserem Denken und Wissen begründet.“ (Britta Schröder, S.48)

Gabriele Werner referiert noch einmal die älteren Positionen von Gottfried Boehm (*iconic turn*) und W.J.T. Mitchell (*pictorial turn*) mit ihrem Beharren auf dem sprachlich nicht einholbaren Sinn eines jeden, bei Boehm ausschließlich des traditionellen Kunstbildes. Sie resümiert dies kritisch als „Verengung auf die Bildlichkeit“. (S.35) Bildkritik wird von beiden Autoren, mit Einschränkungen bei Mitchell, als Zudringlichkeit des Logos abgewehrt. Das ‚Mehr‘ der Kunst sei nun einmal, so Boehm, nicht kommunizierbar. Ganz anders das Vorgehen von Friedrich Kittler, der „unvermutete[n] Begegnung“ (S.13) von Gabriele Werner. Er fokussiert den Blick aufs Apparathaft-Technische der neuen, digital generierten Bildlichkeit – allerdings um den Preis, dass diesem seine gesellschaftliche Formbestimmung nicht mehr angesehen werden kann. Das Technische ist angeblich an sich selbst ‚sinnhaft‘, es steht in keiner relationalen Beziehung.

Mit der Irritation oder Deregulierung des Sehens und dementsprechenden Verunsicherung des Rezipienten durch Spiegel(-installationen) oder bestimmte graphisch-bildliche Objekt- oder Farbanordnung beschäftigt sich Britta Schröder in ihrem Beitrag. Was denn ein Bild sei, lasse sich gar nicht mehr sagen, so die Autorin, wenn die „Erzeugung von Instabilitäts- und Unbestimmtheitsstellen“ (S.57) zu einer „mehrwertigen Bildlogik“ (S.54) führe. An dieser Grundaussage ist nicht zu zweifeln, aber Schröder überdehnt die Bedeutung der von ihr beschriebenen

Phänomene, wenn sie schlussendlich, zwar als Frage formuliert, in Anlehnung an die umstrittenen kognitiven Neurowissenschaften auf eine „Intelligibilität des Visuellen“ (S.77) schließt. Das läuft deutlich auf eine Naturalisierung des Sehens hinaus. Dem Sehen kommt auf diesem Weg das „Kultürliche“ (Peter Janich) abhandeln. Zudem ist zu berücksichtigen, dass der Betrachter oder Rezipient keine Derealisierung, sondern lediglich eine Deregulierung erfährt. Er kann sich seine Irritation erklären durch das Zurückgehen auf die Momente ihrer Entstehung. Die „mehrwertige Bildlogik“ ist dann zwar weiterhin gegeben, aber sie bleibt kein Unbekanntes und rüttelt auch nicht am Status einer „stabilen Selbstverortung“. (S.77) Diese besteht eben in der herausgebildeten Fähigkeit einer multiplen Wahrnehmung und der Kompetenz der Zuordnung disparater Erscheinungen.

Petra Löffler diskutiert in ihrem Beitrag mit dem Titel „Licht, Spur, Messung. Kritik des fotografischen Bildes“ ausführlich den Status des digitalen Bildes im Vergleich mit der Fotografie. Durch seine allgegenwärtige Präsenz, beliebige Veränderbarkeit und „heterogene Erscheinungsweise“ (S.83) verliere das digitale Bild, so der Tenor in einem großen Teil der Literatur, den Wahrheits- und Beglaubigungscharakter, den die Fotografie für sich in Anspruch nehme. Es sei nicht länger Index einer Einmaligkeit und Authentizität und bedürfe deshalb anderer Zugangsweisen und Rezeptionsmodi. Diese seien noch kaum entwickelt, aber im Rahmen einer Bildwissenschaft zu erarbeiten, in deren Zentrum die Bildkritik und die Kenntnis der Bildtechnik (vgl. S.110) zu stehen hätten. „Ein medien- und gebrauchsspezifischer Bildbegriff ist ein wichtiger Schritt in Richtung auf ein produktives Verhältnis von Bild und Kritik.“ (S.110) „Bildkritik“ ist dann, so eine der Schlussfolgerungen des Herausgebers Bernhard J. Dotzler, vor allem als „Widerstand gegen das Bild“ (S.119) zu fassen – ein Plädoyer für einen intelligenten Ikonoklasmus. Dazu bedarf es allerdings einer Verabschiedung der postmodernen Diskursvorgaben, die, wo sie etwa von einer „Darstellung ohne Referenzen“ (Baudrillard) sprechen (so etwas gibt es gar nicht), dem Sosein der Bilder als vermeintlich bloße Datenströme auf den Leim gehen.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes verhandeln ihr Thema auf hohem wissenschaftlichen Niveau. Die Selbstbegründung älterer Bildtheorien wird hinterfragt und die notwendige Diskussion über das digitale Bild aufgenommen. Bildkritik und die „Erarbeitung“ von „Bildkompetenz“ (S.119) werden in den Fokus gerückt. Der Bezug auf Kant, erst recht der auf die kognitiven Neurowissenschaften, ist anfechtbar (radikaler Konstruktivismus/Naturalisierung), aber im Rahmen einer Rezension nicht ausführlich zu behandeln. Die gefällige Rede, dass von Bildern Macht ausgehe (von der „Eigenmächtigkeit ikonischer Regimes“ spricht Dotzler; S.118), sollte allerdings unterlassen werden. Es gibt keine Macht der Bilder, wohl aber die gesellschaftlich konditionierte und kulturell eingeübte Bereitschaft, eine solche anzunehmen und zu denken. Mit Heinz Schlaffer möchte der Rezensent darauf bestehen, die Bildwissenschaft als eigenständige Disziplin

neben der Kunstgeschichte zu etablieren – nicht elitärer Vorbehalte wegen, sondern zwecks genauester Fixierung ihres Gegenstandes. Von der Erfahrung überdies, jemals von Bildern angeschaut worden zu sein (vgl. Belting/Boehm/Bredekamp), kann der Rezensent im Übrigen nicht berichten.

Rainer Dittrich (Bergisch-Gladbach)